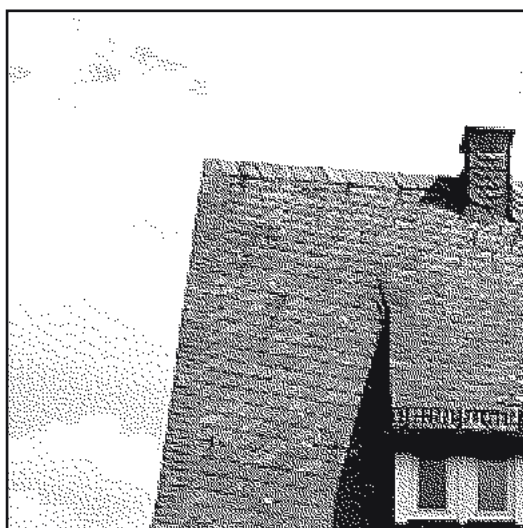


MARKUS FREISE

# AM BEISPIEL MEINER OMA

Slam Edit



Es ist dieser intensive Geruch warmer Milch, der mir als allererstes wieder einfällt. Dieser Duft, der zu mir aus unserer Küche hervordringt. Eine ganz frühe Erinnerung, am Anfang meines Bewusstseins.

So wie Uwe Timm es in seinem Buch „Am Beispiel meines Bruders“ schreibt: „Mit diesem Bild beginnt das Wissen von mir selbst, das Gedächtnis.“ Vielleicht könnte es auch ein anderes Bild sein. Aber dieses ist eines von jenen ersten, die man in keine vernünftige chronologische Reihenfolge mehr bringen kann, weil man nur diese Bilder hat. Meist wortlos. Geknüpft an die instinktiven Sinne.

Die frühen Siebziger. Die große Geschichte erlebt das Ende der amerikanischen Aggression in Südostasien. In einer kleinen Geschichte, die in meiner neuen Welt stattfindet, kommt mein Großvater bei einem Verkehrsunfall ums Leben. Er wurde von seinem Mofa heruntergeschleudert und ist auf den einzigen Stein in einem Vorgarten geschlagen. Meine Mutter hatte sich noch gewundert, dass er sich verspätete. Sie hatte Schnittchen gemacht. Es war der Namenstag meines Vaters. Der heilige Konrad. Damals feierte man so etwas noch. Heilige Tage. Irgendjemand hat sie dann angerufen. Gesagt, sie solle ins Krankenhaus kommen. Sie ist hingefahren. In der Nacht ist er gestorben, ohne noch irgendetwas sagen zu können. Daran kann ich mich nicht erinnern.

Erinnern kann ich mich aber wohl an meine trauernde Oma, die danach zu uns gezogen ist. Als ich sie frage, wo denn der Großvater nun hin sei, da sagt sie „Im Himmel. Beim lieben Gott.“ Ob der auch eine Küche habe, frage ich. „Natürlich“ sagt Oma und lächelt dankbar. Ich kann die Küche noch immer sehen. Weiß, mit Aluminiumleisten an den Unterkanten der Hängeschranktüren, an denen man sie öffnet. Sie schwebt im grellroten Himmel. Auf Augenhöhe eines fast Dreijährigen.

Dann reißt auch diese Erinnerung fortsetzungslos ab. Ich hatte meine Oma nach der Küche gefragt. Das klingt absurd. Aber ich kannte sie nicht anders. Sie hat immer dort gestanden und Pudding gemacht.

Ich übertreibe. Aber doch, es gab sehr häufig zum Nachttisch Pudding. Zumindest rede ich mir das gerne ein. So frisch und warm. Diese kurzen Minuten, wenn er am leckersten ist. Dieser Geruch und das dumpfe Knacken der blauen Tüte, wenn man sie zusammendrückt lässt am Ende nur eine Erinnerung zu: Oma.

Mal hat sie süße Sahne darunter geschlagen. Dann wurde er leicht und luftig. Ich glaube, so hat sie ihn am liebsten gegessen. Oder sie hat

die Schüssel vorher mit Kirschen aus dem Glas gefüllt und den noch flüssigen Pudding direkt aus dem Kochtopf darüber gekippt. Dann bekamen wir Kinder eine Extraportion in kleinen Schälchen, weil wir das nicht mochten, diesen ekligen Anblick – die feste gelbe Masse mit den hellroten Pfützen. Und auch die dicke Haut mochten wir nicht, die sich schnell bildet, wenn der Pudding abkühlt.

Es ist dieser intensive Geruch warmer Milch, der mir als allererstes wieder einfällt. Und mein Großvater, der war im Himmel beim lieben Gott, in seiner Küche. Wenn dieser tröstende Himmel glutrot war, dann haben sie Plätzchen gebacken. Mein wortloser Großvater, die Engel und der liebe Gott. Das habe ich wirklich geglaubt.

Doch dieser Glaube ist es, den ich verloren habe, der mir genommen wurde. Die Hoffnung an diesen warmen Ort. Darauf, Großvater irgendwann fragen zu können, wie meine Oma wohl einmal gewesen ist, bevor sie so traurig war. So alleine.

„Ihr seid die erste Generation, die ohne Religion aufwuchs“ belehrt uns Dougals Coupland in seinem großartigen Buch „Life after God.“ Scheisse. Er hat Recht. Wir haben den Glauben an diese große Hoffnung verjubelt, sind ihm davon gehastet und er hatte in seiner Ruhe, die er spenden soll, nicht die Kraft, uns zu folgen. Wenn heute der Himmel knatschrot ist, dann geht die Sonne unter. Das ist alles. Kein Großvater. Keine Engel. Keine Küche.

Den Pudding gab es immer als Nachtisch nach dem Mittagessen. Mittags, das war die Zeit, wenn die ganze Familie am Tisch saß. Wir Kinder kamen schwer bepackt von der Schule. Meine Mutter zerzaust aus dem Garten. Mein Vater, jung und stark, aus dem Büro.

Wir redeten über das, was uns besorgte. Alle durcheinander. Lachten über die Geschichten, die wir erlebten.

Ich zeigte meiner Mutter die Bilder, die ich in der Schule gemalt hatte. Auf ihnen waren die Wolken blau und der Himmel weiß. Sie sagte, genau so wäre das richtig.

Mein Bruder verhandelte währenddessen über die schwarzen adidas-Turnschuhe, die wirklich jetzt alle in seiner Klasse hatten. Am Ende gab er kleinlaut zu, dass „alle“ Heiner, René und Ralf waren. Trotzdem, am Nachmittag fahren wir natürlich in die Stadt, und er bekam den blauen Karton mit seinen „Samba“.

Meine Schwester kam einige Jahre später zu uns. Sie war klein und saß Dreck verschmiert an ihrem eigenen kleinen Tisch, der im Schutz unseres großen stand, auf ihrer Kinderbank und blätterte laut gackernd in einem Pumucklbuch herum, dass ich ihr aus der Stadt mitgebracht hatte.

Ab und an, wenn Termine bei meinem Vater länger dauerten, aßen auch Kunden seiner Firma mit uns zu Mittag. Dann gab es immer Schweinebraten mit Kartoffeln und Rotkohl. Die schweigenden Männer saßen dar, ihre Hände im Schoß liegend. Bedankten sich am Ende bei meiner Oma für das leckere Essen. Und wir Kinder waren an solchen Tage etwas stiller als üblich.

Auch diese Erinnerungen kann ich nur noch bruchstückhaft und unsortiert abrufen. Die Bilder sind schemenhaft. So wie wenn man gerade aus einer Ohnmacht erwacht und das Blickfeld sich nach und nach einen Weg durch einen schwarzen Schleier kämpft. Dann ist auf einmal alles wieder da. Man starrt auf die Gesichter über einem die einen fragend anblicken. Genau so ist es mit diesen Erinnerungen an meine Kindheit. Nur eben genau anders herum.

Trotzdem, es bleibt immer diese halbstündige Familienzusammenkunft, in der alles geregelt wurde, an der alle teilnahmen. Das sichere Zentrum meiner Kindheit, in dem alles zusammenlief. Die Keimzelle meines Bewusstseins.

Und Oma, die räumte die Teller in die Spülmaschine und goss langsam die heiße Milch in den Topf mit dem Pulver. Der milchige Duft veränderte sich und wurde süß und schwer. Mit ihren zarten Händen wuchtete sie die Schüssel auf den Tisch. Sagte etwas wie „Vorsicht, heiß und fettig!“ und wischte sich die Hände an der Schürze ab.

Wir schaufeln die Süße in uns hinein. Kratzten die Schale leer. Der frische und noch warme Pudding bildete den süßen Abschluss der Mitte jedes Tages. Danach verstreuten sich alle wieder im Haus, in den Garten, ins Büro. Ins Leben. Bis zum nächsten Tag. Bis fast für immer.

Es ist Sonntag und vor einigen Wochen hat die große Geschichte den Schritt in ein neues Millennium gewagt. Ich war, ohne einen Anlass, bei meinem Bruder zum Frühstück eingeladen, als sein Handy klingelte. Uns wurde gesagt, wir sollen schnell ins Krankenhaus kommen. Wir fuhren sofort los. Dort auf der Intensivstation haben wir uns immer abgewechselt. Bis die Schwester am späten Nachmittag den Monitor ausschaltete und uns sagte, unsere Oma sei jetzt gestorben. Aber da

standen wir schon lange wieder alle zusammen um sie herum an ihrem Bett und hielten uns an den Händen. Einige weinten laut, andere blieben still. Doch niemand fragte, wo sie denn nun hin sei.

Hätte mich jemand gefragt, dann hätte ich sie oder ihn auf den Arm genommen und wäre ans Fenster gegangen. Hätte hoch gezeigt in den roten Februar-Himmel. Denn Oma, die ist jetzt dort oben beim lieben Gott und backt Plätzchen. Mit den Engeln und ihrem Mann. Dem Großvater. Hoffentlich.

Manchmal kann ich das sogar wieder glauben.

Ich stehe im flirrenden Neonlicht des Supermarktes. Eine Mutter schiebt mit ihrem Einkaufswagen und ihren Kindern vorbei. Sie nimmt den fertigen Pudding aus dem Regal ... Jetzt auch im 150g Becher zum Erwärmen in der Mikrowelle bei 600W ... und wirft ihn achtlos in den Korb neben ihren anderen Krempel. Ihre drei Kinder laufen um sie herum, nerven ihre junge Mutter, die schwer ausatmend ihre Augen verdreht.

Fertig gerührt und bis kurz über den Gefrierpunkt abgekühlt. Haltbar bis in vierzehn Tagen, jedoch auch dann noch genießbar, werden auch sie keinen Gott kennen lernen, der sie trösten wird. Die erste Generation, die ohne Pudding aufwächst. Ich gehe einige Regale weiter und nehme die Packung mit den blauen Tüten aus dem Regal.

Das Zellophan knistert Erinnerungen hervor, die ich erst viel später bemerke. Als ich mit meinem Einkauf fertig bin und den Supermarkt verlasse. Ich sehe den glutroten Abendhimmel. Aus einem Impuls heraus schließe ich die Augen, hebe die Nase Richtung Himmel und atme tief ein. So, als ob es etwas zu riechen gäbe. Etwas zu danken. Oma.